

Sie hat keine Chance – oder doch?

Der Schweizer Sport bevorteilt fast durchgehend Männer. Wie kann er gerechter werden für Frauen?
Bericht aus einem Land, das in Bewegung gerät. **Von Samuel Tanner**

Im Juli dieses Jahres liest Marlen Reusser die «NZZ am Sonntag» und regt sich auf. Im Sportteil schlägt der Manager eines männlichen Radteams vor, die Budgets für alle Profiteams auf 20 Millionen Euro zu begrenzen. Reusser schreibt einen Leserbrief: «Für eine Frau im Radsport ist es eine Zumutung, diesen Artikel lesen zu müssen. Noch immer erhalten wir nicht einen Bruchteil der Preisgelder und Saläre unserer männlichen Kollegen.» Die Männer diskutieren über Millionen, sie selber hat in diesem Jahr von ihrem Team keinen Lohn erhalten. Marlen Reusser ist die beste Strassenfaherin der Schweiz, mehrfache Meisterin, Gewinnerin der diesjährigen Europaspiele - und eine Frau ihrer Zeit.

Das Jahr 2019 ist in der Schweiz das Jahr der Frauenbewegung. Im Juni streiken mehrere hunderttausend Frauen für mehr Gleichberechtigung. Im Oktober werden so viele Frauen wie noch nie in das nationale Parlament gewählt. Die Stimmung im Land verändert sich - und mit ihr, wenn auch nur langsam, der Sport.

Der Sport ist Sozialdarwinismus in seiner vielleicht reinsten Form - und deshalb eine ewige Zeremonie der Ungerechtigkeit, ganz unabhängig vom Geschlecht. Wer klein ist, wird nie der beste Basketballer. Er kann üben, so viel er will. Im Sport zählen nur Superlative: höher, schneller, weiter, *the survival of the fittest*.

Der Sport bevorteilt die Männer deshalb gleich mehrfach: Weil die Männer den Frauen allein aufgrund ihrer Physis in fast allen Disziplinen überlegen sind, wurde der Sport zu ihrer Welt. Das Publikum jubelte ihnen zu, Helden wurden geboren. Erst im zwanzigsten Jahrhundert begann sich die alte Ordnung aufzulösen. Noch im Jahr 1967 versuchte der Rennleiter des Boston-Marathons, einer Frau die Startnummer zu entreissen. Kathrine Switzer lief einfach weiter, bis ins Ziel, als erste Frau. Aber bis heute verdient der Fussballer Neymar pro Jahr mehr als die 1700 besten Fussballerinnen der Welt zusammen.

Das ist die Kulisse, vor der die aktuellen Fragen verhandelt werden: Was ist Geschlechtergerechtigkeit im Sport?

Marlen Reusser, die beste Radfaherin der Schweiz, sagt: «Es brauchte Avancen auf allen Ebenen. Die Entscheide im Sport treffen meist Männer: Funktionäre, Journalisten und so weiter. An den Schweizer Meisterschaften berichtet das Schweizer Fernsehen, dass Stefan Küng das Double nicht geschafft habe. Ich habe das Double geschafft, habe im Strassenrennen und im Zeitfahren gewonnen. Aber mich hat niemand interviewt. Ich bekomme Angebote von internationalen Radteams, aber der Lohn ist teilweise so klein, dass ich damit in der Schweiz nicht leben könnte. Eine einfache Lösung habe ich nicht. Es ist ein Teufelskreis: Ohne Zuschauer keine Sponsoren kein Geld kein Fortschritt, und so weiter. Ich habe mich entschieden, über diese Themen zu reden. Vielleicht hilft es, den Frauensport populärer zu machen.»

Marlen Reusser braucht nur wenige Sätze, um die fünf Fragen abzustecken, die so viele Sportlerinnen beschäftigen:

Wieso sind die Frauen den Männern nicht in allen Sportarten gleichgestellt?

Der Radsport, in dem sich Reusser bewegt, ist in diesen Fragen so zerrissen wie kaum ein Sport. Der alte Strassenradsport bietet den Männern traditionsreiche Landesrundfahrten, die Tour de France oder den Giro d'Italia. Die Tour trägt kein Frauen-Etappenrennen aus, der Giro schon - aber genau zu dem Zeit-

punkt, wenn die Männer die Tour fahren. Das Preisgeld der Frauen am Giro beträgt einen Zwanzigstel desjenigen der Männer.

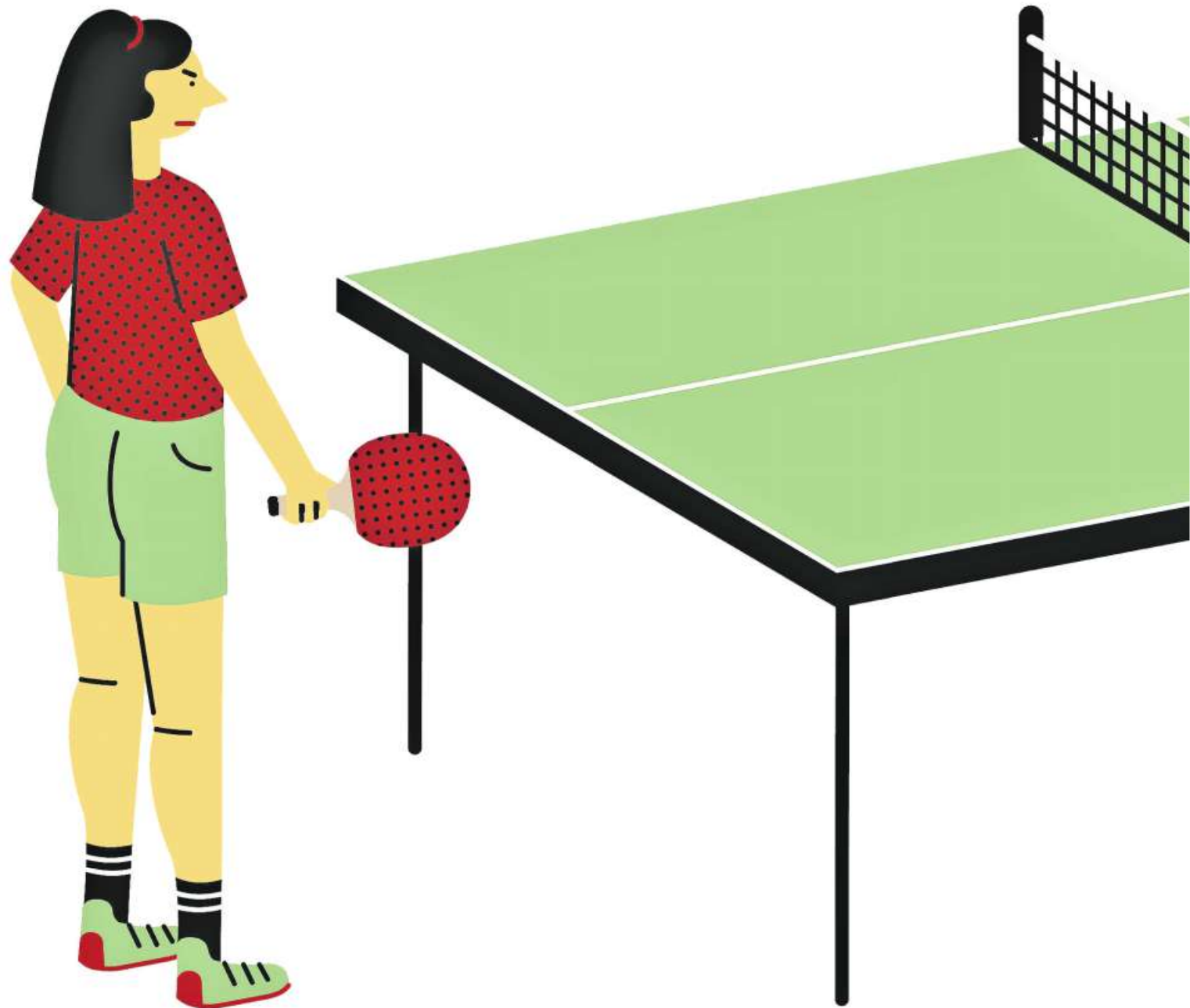
Der junge Bikesport, der vom gleichen Verband organisiert wird wie der Strassenradsport, trägt Männer- und Frauenrennen gemeinsam aus, an den gleichen Tagen, auf gleichen Strecken, was für Fernsehübertragungen sehr attraktiv ist. Die Preisgelder an Weltcuprennen sind gleich hoch. Die Schweizer Medien berichten über Nino Schurter, wie sie über Jolanda Neff berichten.

Die Historikerin Marianne Meier von der Universität Bern forscht seit Jahren über das Verhältnis der Geschlechter im Sport. Sie sagt: «Je geschichtsträchtiger und je wichtiger für das nationale Bewusstsein eine Sportart ist, desto schwieriger wird es für Frauen. Die Schweiz vertreten, das war immer Männer Sache. Nur wenn Sportlerinnen aussergewöhnlich erfolgreich sind und den gängigen Weiblichkeitsidealen entsprechen, schaut das Land gerne über alte Gewohnheiten hinweg und feiert auch Frauen.»

Die Sportarten, in denen die besten Frauen mehr verdienen als die besten Männer, sind ausschliesslich Einzelsportarten. Die Skifahrerin Mikaela Shiffrin gewann in der vergangenen Saison 886 386 Franken Preisgeld, über 300 000 Franken mehr als der beste männliche Skifahrer, Marcel Hirscher. Im November gewann die Tennisspielerin Ashleigh Barty an einem Turnier in Shenzhen ein so hohes Preisgeld wie noch kein Mann und keine Frau zuvor an einem einzelnen Tennisturnier: rund 4,5 Millionen Franken.

Im Einzelsport sind Durchbrüche von Frauen am realistischsten, weil hier über Jahrzehnte gewachsene (und oft teure) Strukturen weniger zählen - und dafür vielmehr der persönliche Effort und Exploit. Marlen Reusser kam als Quereinsteigerin in den Radsport, sie hatte sich an den Verbandsstrukturen vorbei zur erfolgreichsten Zeitfahrerin der Schweiz entwickelt.

ILLUSTRATION: BENJAMIN HERMANN



Wieso berichten die Medien nicht mehr über Frauensport?

Normalerweise funktioniert der Sport nach einem einfachen Prinzip: Erfolg bringt Medienpräsenz bringt Zuschauer bringt Sponsoren bringt Professionalität bringt Erfolg.

Im Frauensport funktioniert dieser Automatismus nicht, weil die Frauen auch im Erfolgsfall oft im Schatten der Männer (und deren unerreichbarer Superlative sowie deren langer Sportgeschichte) stehen. Wenn die Schweizer Fussballerin Lia Wälti mit ihrem Klub, dem FC Arsenal, einen Erfolg feiert, interessiert sich die breite Öffentlichkeit dennoch für den Misserfolg ihres Klubkollegen Granit Xhaka. Der Männerfussball ist an der Spitze hoch finanziert, hoch populär, hoch entwickelt. Wer neben dem männlichen Spitzenfussball bestehen will, muss andere Argumente liefern als rein sportliche: eine grössere Nähe zum Publikum, eine bodenständigere Version von Fussball - Werte, die ein neues Zuschauersegment erschliessen.

In diesem Sommer war die Schweiz nicht für die Fussball-Weltmeisterschaft der Frauen qualifiziert. Und dennoch war das Interesse an dem Anlass auch in der Schweiz so gross wie nie. Zur Heldin des Turniers wurde die Amerikanerin Megan Rapinoe, die hervorragend Fussball spielt, von ihrer homosexuellen Beziehung erzählt und die Gleichstellung

Am realistischsten sind die Forderungen nach gleicher Bezahlung, wenn sie sich an die nationalen Sportverbände richten.

der Geschlechter fordert. Die Fussballerin Rapinoe wurde unter ihren Fans zum Gegenentwurf eines Fussballers: die progressivste Figur aus einem retardierten System.

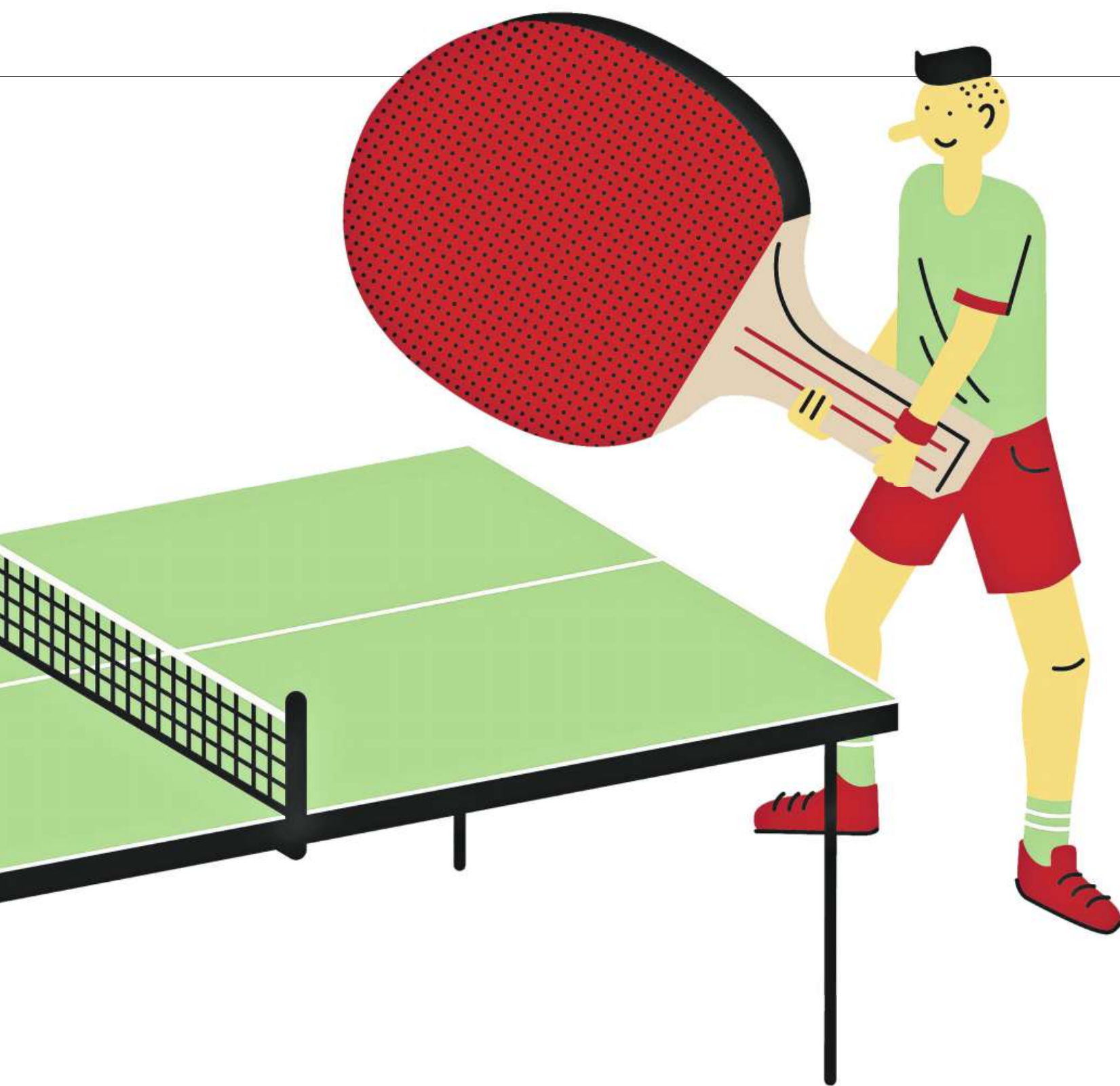
Als Sarah Akanji, Gründerin des FC Winterthur Frauen und Kantonsrätin der SP, merkte, dass das Schweizer Fernsehen nur wenige Spiele dieses Turniers live übertrug, startete sie eine Petition: «Liebes SRF, das reicht einfach nicht. Gleichstellung geht anders! (...) Frauenfussball ist nicht weniger wert als Männerfussball.» Akanji forderte, die ganze Weltmeisterschaft live im Fernsehen zu zeigen, aber SRF teilte mit: «Schweizer Radio und Fernsehen stellt sein Programm unabhängig von politischen Interessen zusammen.»

SRF richtet sein Programm an drei Säulen aus. Man will erstens erfolgreiche Schweizer Sportlerinnen und Sportler zeigen. Man will zweitens grosse Sportanlässe in der Schweiz abbilden. Und man will drittens die grössten internationalen Events wie etwa Olympische Spiele berücksichtigen.

Susan Schwaller, die Chefredaktorin von SRF Sport, sagt: «Wir hatten bereits ein Sendekonzept für den Fall, dass sich die Schweizer Fussballerinnen für die Weltmeisterschaft qualifiziert hätten. Leider kam es nicht dazu.»

Schwaller sagt, sie könne die Enttäuschung verstehen, aber sie gibt die Verantwortung weiter: «Allein kann das Fernsehen wenig bewegen. Die Sportverbände stehen in der Pflicht, die Frauen in ihren Sportarten zu stärken.» Was sie damit meint: SRF plante von Anfang an, die laufende Qualifikation der Frauen für die Europameisterschaft in England live auszustrahlen. Weil die Produktion der Auswärtsspiele aber unsicher war - die ausländischen Fussballverbände konnten die Livebilder nicht garantieren -, zeigte SRF zuletzt alle Spiele als Livestream.

Die Fussballerin Sarah Akanji sagt: «Die Medien sind ein treibender Faktor für die Entwicklung des Frauenfussballs, wir müssen Druck auf sie ausüben! Manchmal muss man



zuerst ein Angebot schaffen - und erst dann kommt die Nachfrage.»

Diese Aussage ist in ihrem Milieu populär, aber am Ende nicht mehr als die legitime Forderung einer Frauenfußball-Lobbyistin. Wieso sollen die Medien vermehrt über Frauenfußball berichten - und nicht eher über Frauenhandball oder Männervolleyball? Jede Randsportart erhofft sich durch zusätzliche mediale Auftritte zusätzliche Bedeutung.

Am Ende funktionieren die Medien opportunistisch: Sie berichten über eine Sportart, wenn sie glauben, sie fänden damit ein grosses Publikum. Und sonst berichten sie nicht. Medien sind keine Sportpromotoren.

Wieso verdienen Frauen nicht genauso viel wie Männer?

Eine andere Forderung, die in diesem bewegten Fussballsommer in Frankreich diskutiert wurde, ist die nach gleichem Lohn für gleiche Arbeit. Sarah Akanji sagt: «Wenn eine Frau viel investiert in ihre Karriere als Fussballerin, kann sie nicht Vollzeit arbeiten - und braucht mindestens dafür eine finanzielle Kompensation.» Die schwedische Fussballnationalspielerinnen Nilla Fischer geht noch weiter: «Wenn Männer und Frauen die gleiche Arbeit leisten, sollten sie auch das gleiche Geld bekommen.»

Das ist zwar eine breit abgestützte politische Position. Aber sie lässt sich nicht einfach auf den Sport übertragen, weil dieser ein Teil der Unterhaltungsindustrie ist. Arbeitszeit und Aufwand zählen in dieser Branche nichts, dafür Erfolg. Der Fussball etwa wird zumeist hauptsächlich von privaten Klubs organisiert, die frei darin sind, wie sie ihre Spielerinnen und Spieler bezahlen. Private Initiativen für den Frauensport nehmen zu, sobald Investoren ein Potenzial sehen. Der zweitgrösste Lohnanteil von Fussballern kommt aus dem

Sponsoring - von Firmen, die ihre Werbeträger radikal ungerecht auswählen: vielleicht nach Können, vielleicht nach Sympathie, vielleicht nach Aussehen. Am realistischsten sind die Forderungen nach gleicher Bezahlung - nach einer Besserstellung von Frauen im Sport ganz generell -, wenn sie sich an die nationalen Sportverbände richten.

Die Verbände werden vom Bund gefördert, um ihre jeweiligen Sportarten weiterzuentwickeln - sie alle verpflichten sich auf die Ethik-Charta von Swiss Olympic, deren erstes Prinzip «Gleichbehandlung für alle» heisst: «Nationalität, Alter, Geschlecht, sexuelle Orientierung, soziale Herkunft, religiöse und politische Ausrichtung führen nicht zu Benachteiligungen.»

Kann es dennoch sein, dass die Verbände ihre männlichen und ihre weiblichen Mitglieder nicht immer gleich behandeln?

Wie geschlechtergerecht ist die Schweizer Sportförderung?

Der Bund fördert den Schweizer Sport in doppelter Form, einerseits individuell über die Athleten, andererseits über die Verbände.

In der Athletenförderung gibt es keine Unterschiede zwischen den Geschlechtern, die Fördergefässe stehen allen offen. Frauen wie Männer können sich etwa für eine Anstellung als Zeitmilitär bewerben oder die Leistungen des Nationalen Leistungszentrums in Magglingen beanspruchen.

Zusätzlich gibt es die Verbandsförderung; sie fördert nicht das Individuum, sondern die Struktur. Jeder Sportverband wird mit seinen jeweiligen Sportarten regelmässig von Swiss Olympic gemäss den vergangenen Leistungen eingestuft. Je besser die Einstufung, desto grösser der Förderbeitrag. Die meisten Sportarten, wie Ski alpin, Tennis oder Kunstturnen,

erhalten eine pauschale Förderung. Sobald das Geld gesprochen ist, können die Verbände es so einsetzen, wie sie es als sinnvoll erachten, für Nachwuchs und Professionals, für Männer und Frauen.

Dieses Fördersystem, das sich auf frühere Leistungen bezieht, belohnt wie fast jede Art von Subvention die Vergangenheit: Wer zuletzt gut war, erhält mehr Geld und hat deshalb die grössere Chance, auch in Zukunft gut zu sein. Die Männer sind deshalb bevorteilt, weil es in einem solchen System viel braucht, bis ein Franken verschoben wird.

Damit die Verbände der historisch männerdominierten Mannschaftssportarten nicht nur die Männer zum Aufbau von Sportarten sind, sondern entwickeln das gesamte Fördersystem dazu.»

Hippolyt Kempf war Olympiasieger in der Nordischen Kombination. Inzwischen arbeitet er als leitender Sportökonom im Bundesamt für Sport. Kempf sagt: «Unsere Verbandsförderung funktioniert mehrheitlich nach einer statischen Logik. Die strategischen Möglichkeiten zum Aufbau von Sportarten sind sehr klein. Ohne Resultate in der Vergangenheit können wir in unserem System nie sagen: So, jetzt forcieren wir die Frauen nicht nur mit kleinen Projekten, sondern entwickeln das gesamte Fördersystem dazu.»

Andere Länder fragen sich: Wie können wir mit möglichst wenig Geld möglichst viele olympische Medaillen gewinnen? Dieses System kommt den Frauen entgegen, weil man im Frauensport meist weniger Geld investieren muss, um erfolgreich zu sein.

Hippolyt Kempf fände diese Art von Förderung attraktiv. Er sagt: «Wir müssten als Schweiz strategischer vorgehen und sportartenübergreifend denken: Gibt es etwa

gemeinsame Trainingsideen für die Kampfsportarten? So könnten wir auch die Frauen besser fördern.» Kempf findet mit seinen Ideen aber keine Mehrheiten in den Gremien des Sports, oder vielleicht: noch nicht.

Denn auch Swiss Olympic bewegt sich. In diesem Jahr gründete der Dachverband des Sports eine Gruppe, die sich «Frauen und Spitzensport» nennt. Geleitet wird sie vom Sportarzt Patrik Noack. Er sagt: «Weil der Anteil an Athletinnen stetig zunimmt, fragen wir uns: Wo sind da unsere Defizite?»

Ein weiterer struktureller Nachteil für Frauen im Sport besteht nämlich darin, dass dieser bis heute fast ausschliesslich von Männern organisiert wird. Funktionäre sind überwiegend Männer, Trainer ebenso. Deshalb trainieren Frauen bis heute in vielen Sportarten ähnlich wie die Männer, obwohl gar nicht klar ist, wie optimal das ist. Patrik Noack sagt: «Wenn es etwa um den Zyklus oder um ein gutes Training während der Schwangerschaft geht, dann fühlen sich Athletinnen oft allein. Gleichzeitig kann etwa der Zyklus die Leistung einer Athletin stark beeinflussen.»

Für das nächste Jahr plant Swiss Olympic eine Tagung zu «Frauen und Spitzensport». Man wolle etwa Funktionäre oder Trainer besser für dieses Thema sensibilisieren.

Was bringt die Zukunft, wenn es um Geschlechtergerechtigkeit geht?

So stark der Sport auf Traditionen besteht, so avantgardistisch kann er sein. Denn nur wer seine Trainingsmethoden, seine Betreuung, sein Wissen ganz generell immer weiter optimiert, wird im internationalen Wettkampf bestehen. Das ist eine gute Nachricht für die Frauen im Sport.

Zwar wird der Sport in der Schweiz weiterhin mehrheitlich von Männern organisiert, zwar werden die Männer auch in absehbarer Zukunft häufiger Superlative bieten und dafür von Medien mehr Aufmerksamkeit und von privaten Klubs und Investoren mehr Lohn erhalten - das sind die Prinzipien der freien Marktwirtschaft -, aber auf der staatlichen Ebene des Sports, bei Verbänden und bei der Sportförderung des Bundes, werden sich die Geschlechter angleichen. Das ist kein schlechter Anfang: Je mehr Frauen zu Sportlerinnen werden, desto interessanter werden sie als Kundensegment für Sportfirmen, desto mehr Geld investieren Sportfirmen in den Frauensport, desto professioneller wird der Frauensport, desto mehr Publikum zieht er an, desto mehr berichten Medien darüber.

In diesem Herbst hat Swiss Cycling, der Schweizer Radverband, ein neues Projekt vorgestellt. Es heisst «Fast and Female», schnell und weiblich. Im Jahr 2024 führt die Schweiz die Weltmeisterschaften im Strassenradsport durch, und Swiss Cycling will bereit sein. Sportdirektor Thomas Peter, der für die Entwicklung seines Sports zuständig ist, sagt: «Gerade bei den Frauen haben wir noch grosses Potenzial.» Nur ein Viertel der lizenzierten Velofahrer sind derzeit weiblich.

Swiss Cycling sucht mit «Fast and female» nun ein Jahr lang so viele Frauen wie möglich - in Reha-Zentren sollen sogenannte Wattvelos dazu einladen, sich zu beweisen, auf der Online-Sportplattform Strava soll es Contests geben -, um mit einem grossen weiblichen Talentpool in die Zukunft zu gehen.

Auf der Website von «Fast and female» sind die verschiedenen Stufen des Förderprogramms dargestellt. Auf dem Bild neben dem Spruch «Race to win», rennfahren, um zu siegen, sieht man eine Frau mit einer Medaille: Marlen Reusser, die beste Strassenfaherin der Schweiz.

Tendenzen im Frauensport



Die Fifa investiert in den nächsten vier Jahren eine Milliarde Dollar in den Frauenfußball – das ist doppelt so viel, wie ursprünglich veranschlagt.



Im Jahr 2018 fehlten auf der «Forbes»-Liste der hundert bestverdienenden Sportler die Frauen komplett – erstmals seit Jahren.